

Das schweigende Tier

Sprachphilosophie und Ethologie
Dirk Westerkamp

Dirk Westerkamp

Das schweigende Tier

Sprachphilosophie und
Ethologie

Meiner

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Daten sind im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7873-3700-2

ISBN eBook: 978-3-7873-3701-9

www.meiner.de

© Felix Meiner Verlag Hamburg 2020. Alle Rechte vorbehalten. Dies gilt
auch für Vervielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfilmungen und die
Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, soweit es
nicht §§ 53, 54 UrhG ausdrücklich gestatten. Satz: Jens-Sören Mann.
Druck und Bindung: Druckhaus Nomos, Sinzheim. Werkdruckpapier:
alterungsbeständig nach ANSI-Norm resp. DIN-ISO 9706, hergestellt aus
100% chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.

INHALT

Einleitung 7



I · Das Tier, das Sprache hat 9 (*animal symbolicum*)

- 1 · Unvergleichbarkeit 9
- 2 · Negativität 11
- 3 · Symbolreflexivität 14
- 4 · Differentialität 18
- 5 · Rekursivität 21
- 6 · Referentialität 23
- 7 · Inferentialität 26
- 8 · Simplizität 29
- 9 · Komplexität 33



II · Tiere, die kommunizieren 37 (*animalia communicantia*)

- 10 · Intentionalität 37
- 11 · Mentalese 42
- 12 · Metabewusstsein 45
- 13 · Signalkommunikation 47
- 14 · Sprechmimesis 50
- 15 · Funktionsreferenz 55
- 16 · Eigennamen 57
- 17 · Vokalisierung 61
- 18 · Multiperspektivität 63
- 19 · Begriffsbildung 68
- 20 · Sagazität 72



III · Das Tier, das einbildet 77
(homo pictor)

- 21 · Bildlichkeit 77
- 22 · Nachbildungskraft 82
- 23 · Spontaneität 84
- 24 · Nichtung 88
- 25 · Mediasphären 92
- 26 · Metaphorizität 95
- 27 · Bedeutungssynthesis 98
- 28 · Selbstbewusstsein 100
- 29 · Wir-Intentionalität 104

◊

IV · Das Tier, das nicht spricht 109
(homo silens)

- 30 · Sprachgrenzen 109
- 31 · Schweigen 111
- 32 · Leerzeichen 114
- 33 · Stille 117
- 34 · Entsgagen 120
- 35 · Nichtsagen 123
- 36 · Entsprechen 126

◊

Literaturverzeichnis 129

Sachregister 141

EINLEITUNG

Das Subjekt, sagt Lacan, sei ein »Leibeigener«¹ der Sprache. Sie gehört nicht uns, wir gehören ihr. Subjektivität ist von Sprache, nicht diese von jener abhängig. Eine Übertreibung, vielleicht; doch bleiben wir der Sprache in dem Maße vereignet, in dem sie uns zuletzt auch das noch begreifen lässt, was selbst nicht sprachlicher Natur ist. Was wir in dieser Weise verbegrifflichen, wird in seiner Versprachlichung evidenterweise immer schon vermenslicht. Anthropomorphisierende Sprechweisen und Beschreibungs-sprachen sind unhintergehbar. Allerdings sind sie auch der eigenen Reflexion und Überprüfung fähig. Dank ihrer inneren Mehr- und Metasprachlichkeit sind natürliche Sprachen jederzeit in der Lage, anthropomorphisierende Redeweisen an sich selbst zu durchschauen, zu erkennen, zur Sprache zu bringen.

Im Ganzen bleibt das »Vorhaben, Anthropomorphismus zu vermeiden [...] ähnlich absurd wie der Vorschlag, wir sollten einen voraussetzungslosen Blick auf uns selbst werfen, indem wir aus unserer Haut springen«.² Gegenwärtig scheint dieser Sprung für einen Bereich reklamiert zu werden, der bislang für genuin menschlich und daher für anthropomorphismus-unverdächtig gehalten werden durfte: die Sprache. Vereinnahmt wird ihr Begriff einerseits von einer Robotik, die alle Hände voll zu tun hat, informations-verarbeitenden Systemen das »Sprechen«, »Denken« und »Fühlen« beizubringen. Vindiziert wird sie andererseits von einer Tierverhaltensforschung (Ethologie), die in ihrer rasanten Entwicklung der vergangenen Jahre bedeutende Erkenntnisse gewonnen hat, nicht zuletzt im Bereich der Tierkommunikation. Doch tragen viele ihrer Studien einen aus sprachphilosophischer Perspektive unterkomplexen Sprachbegriff an die Untersuchungsgegenstände

¹ J. Lacan, *Écrits I*, Paris 1966, 492.

² Vgl. zum Problem im Ganzen: R. Becker, *Der menschliche Standpunkt. Perspektiven und Formationen des Anthropomorphismus*, Frankfurt/M. 2011, ebd., 13, auch das Schiller-Zitat.

heran, um im selben Atemzug überzogene und anthropomorphistische Behauptungen über Sprache und Kultur, über Moral und Denken »der« Tiere aufzustellen. Daraus folgt ein eigentümlicher Chiasmus: In dem Maße, wie Denken und Sprechen *deanthropomorphisiert* werden, scheint dieser Diskurs den Leibeigenen der Sprache ihr genuines Ausdrucksmedium zu enteignen.

Das Buch kritisiert die ethologische *façon de parler* dort, wo sie einem undifferenzierten Begriff von Sprache aufsitzt. Eröffnet wird es deshalb von einer skizzenhaften Philosophie der natürlichen Sprache, die zur Orientierung vielleicht auch anderer Disziplinen dienen könnte. Im Gegenzug greifen die sprachphilosophischen Überlegungen Ergebnisse der jüngeren ethologischen Debatten auf. Dies in der Absicht, den eigenen Sprachbegriff wenn nicht zu revidieren, so doch zu präzisieren. Entsprechend gliedert sich die Untersuchung in vier Teile. Sie umreißt einen unreduzierten Begriff der natürlichen Sprache (I.), geht (wenngleich nicht streng entlang einer *scala naturae*) verschiedene Formen animalischer Kommunikation durch (II.), untersucht jene Wechselwirkung von Sprache und Einbildungskraft, die natürlichen Sprachen eigen ist (III.), um im Schweigen den vielleicht neuralgischen Punkt menschlichen Symbol-, Vorstellungs- und Sprachvermögens aufzusuchen (IV).³

Absicht der Studie ist eine sprachphilosophische Klärung, keine anthropologische, geschweige denn ontologische Grundlegung. Ihre übergreifende Prämisse besteht gleichwohl darin, dass sich die symbolisch-einbildungskräftige Vernunft des Menschen sowohl von der natürlichen Intelligenz anderer Spezies als auch von der künstlichen Intelligenz informationsverarbeitender Systeme unterscheidet.

³ Für zahlreiche Hinweise und Einwände zum Sachgebiet des Kapitels II danke ich Yogi H. Hendlin, Matthias Wunsch, Heike K. Behnke, Ralf Becker und Kristian Köchy, für kritische Anmerkungen zum Kapitel IV Katia Hansen und Markus Hundt. Gedankt sei dem Karl Alber Verlag (Freiburg/München) für die Erlaubnis zur Wiederverwendung bereits veröffentlichter Textpassagen in den ersten beiden Kapiteln.

I

DAS TIER, DAS SPRACHE HAT

(*animal symbolicum*)

1 · Unvergleichbarkeit

DER MENSCH ist nicht das einzige Tier, das spricht. Darüber belehren uns neuere Studien der Ethologie eindrucksvoll. Sprechen scheint kein Alleinstellungsmerkmal, kein Privileg einer Gattung im biologischen Sinn.¹ Sprechende Spezies sperren sich eindimensionaler Taxonormierung: Schimpansen sprechen, Orang-Utans kaum; Vögel sind Sprechkünstler, Katzen nicht. Innerhalb der nicht nur kommunizierenden, sondern auch sprechenden Spezies allerdings scheint die menschliche *Sprache* (in ihrem Ensemble von *langage*, *langue*, *parôle* und *idiôme*) ein evolutionärer Sonderfall.² Wir sprechen nicht nur, sondern haben eine Sprache; wir gebrauchen sie nicht nur, sondern verändern sie nach selbstgewählten Regeln. Keine andere Kommunikationsart scheint ähnlich differenzierte Formen symbolischer Repräsentation ausgebildet zu haben. Menschliche Normalsprachen sind semiotisch differentiell, syntaktisch rekursiv, semantisch reflexiv und pragmatisch inferentiell verfasst. Keine andere Kommunikationsart übersteigt sich selbst zu etwas, das mehr ist als Informationsaustausch. Keine andere hat ähnlich verschachtelte Formen der Diskursivität entwickelt. Was dieser Umstand für komparative Studien innerhalb der Schnittfläche von Ethologie, Sprach- und Kulturwissenschaft oder, enger gefasst, für den Diskurs zwischen Sprach-, Kultur- und Tierphilosophie bedeutet – und ob er die Frage nicht nur nach dem einen

¹ A. Liberman, *Speech: A Special Code*, Cambridge/Mass. 1996.

² T. W. Deacon, *The Symbolic Species: The Co-Evolution of Language and the Brain*, New York 1997, 31–34; M. D. Hauser, N. Chomsky, W. T. Fitch, The Faculty of Language: What Is It, Who Has It, and How Did It Evolve?, in: *Science* 298 (2002), 1569–1579; 1570; J. R. Hurford, *The Origins of Meaning. Language in the Light of Evolution*, Oxford 2007.

animal symbolicum, sondern möglicherweise auch nach weiteren *animalia symbolica* erlaubt –, ist das Thema dieser Studie.

Es scheint deshalb sinnvoll, zunächst den Begriff des Sprechens und der Sprache genauer zu bestimmen. Dies nicht mit dem Ziel, Sprache als *die entscheidende anthropologische Differenz* zu behaupten, sondern in der kritischen Absicht, die Verwendungsweise des Begriffs »Sprache« in der ethologischen Fachforschung zu präzisieren, die meist der anthropomorphistischen Verlockung nicht widerstehen kann, die jeweils untersuchte Tierkommunikationsform mit der spätevolutionären Sonderstellung menschlicher Sprache(n) zu vergleichen. Differenz, zumal als »anthropologische«, kann es jedoch schon aus logisch-semantischen Gründen nur dort geben, wo das Differentiale in Bezug auf eine ihnen gemeinsame Einheit überhaupt *als Unterschiedenes fassbar* wird. Wäre »Sprache« dieser allgemeine *Beziehungsgrund* für höchst verschiedene Arten von Kommunikation, dann gäbe es schlicht keine Comparanda, die miteinander verglichen und darin voneinander *unterschieden* werden könnten. In einem solchen Ranking bliebe die symbolische Reflexivität menschlicher Sprachen schlicht unter sich – inkommensurabel. Wäre allerdings »Kommunikation« die Gattung, unter die Sprache (und Schweigen) subordiniert würden, dann würde man die Sprache zu einer Kommunikationsform unter anderen herabsetzen. Dem Eigensinn natürlicher Sprachen würde dies nicht gerecht.

Als anthropologische Differenz für einen *natursystematischen* Begriff des Menschen ist die Sprache untauglich. Fruchtbar bleibt sie aber für einen *kultursystematischen* Begriff vom Menschen.³ Denn dieser reflektiert nicht allein auf evolutionäre, morphologische oder genetische Unterschiede und Gemeinsamkeiten mit anderen Spezies, sondern auf unser kulturelles Selbstverständnis. Dieses gewinnen wir heute, geschichtlich aufgeklärt und daher skeptisch gegenüber vermeintlichen anthropologischen Invarianten, vor allem *per negationem*: indem wir sagen, was wir nicht sind oder nicht sein wollen. Diese Negativität führt auf das Moment des radikal Unrealistischen alles Kontrafaktischen, Potentiellen

³ Zu Schelers Differenz zwischen dem natursystematischen Begriff und dem Wesensbegriff des Menschen vgl. R. Becker, Mensch, in: *Naturphilosophie. Ein Lehr und Studienbuch*, hrsg. von Thomas Kirchoff u. a., Tübingen 2017, 165–170.

und Irrealen, das sich einzig mit den synthetischen Vermögen reicher sprachlicher Innenwelten erfassen lässt: mit dem Vermögen zum Imaginären. An dieser Negativität partizipiert zuletzt auch das Schweigen der Sprache. Weder linguistisch noch anthropologisch scheint diese Bedeutung des Entzugs bislang angemessen berücksichtigt.

2 · Negativität

VERSTEHT MAN Sprechen nicht schon als elaborierten Sprechakt, sondern zunächst schlicht als ein Äußern, Vernehmen und Austauschen von *Lautzeichen*, so lassen sich systematische Gemeinsamkeiten und Unterschiede in einem ersten Schritt auf organisch-physiologische Differenzen zurückführen. So galt etwa die Stellung des Larynx, des die Luft- von der Speiseröhre trennenden Verschlussknorpels (Kehlkopf), lange Zeit als physiologische Hauptvoraussetzung variabler Lautproduktion.⁴ Der menschliche Larynx sitzt weit tiefer als etwa die Larynxen der Schimpansen. Seine Absenkung datiert *phylogenetisch* auf die Frühentwicklung des *Homo sapiens* vor 300 000 Jahren; sie wiederholt sich *ontogenetisch* bei 18 Monate alten Kindern und schließt mit der Pubertät ab. Das lässt Schlüsse auf die evolutionäre Wechselwirkung von Larynxentwicklung und Sprachevolution zu, die allerdings nicht unumstritten, geschweige denn zwingend sind. Phonetisch jedenfalls erlaubt die Entwicklung eine beträchtliche Erweiterung des Lautspektrums und unterstützt die Kontrolle von Konsonanten wie /k/, /p/, /t/, /d/, die auf raschem Wechselspiel von labialer und dentaler Lautproduktion beruhen. Bei Vögeln etwa erhält der Larynx nur eine Funktion im Atemvorgang, während für die Stimmbildung der untere Kehlkopf, die Syrinx, verantwortlich ist.

Mag umstritten sein, ob die Absenkung des Larynx nun spezifisch humanoid und damit verantwortlich für die Revolution lautsprachlicher Elemente war,⁵ so ging doch – so die anthropolinguistische Standarderzählung – die zunehmende Fülle differenzierter

⁴ Vgl. P. Lieberman, *Uniquely Human*, Cambridge/London 1991; B.G. Campbell, *Entwicklung zum Menschen*, Stuttgart/New York 1972, 384–386.

⁵ Dagegen: W.T. Fitch und D. Reby, The Decended Larynx is not Uniquely Human, in: *Proceedings of the Royal Society London B* 268 (2001), 1669–1675.

Laute, vor allem aber die »doppelte Artikulation«⁶ von Phonemen und Morphemen als Kombination komplexer Lautverbindungen aus einer recht begrenzten Menge einfacher Laute Hand in Hand mit der Entwicklung größerer Gehirne.⁷ Terrence Deacons Begriff der »Koevolution«⁸ von Sprache und Gehirn trägt dem Umstand Rechnung, dass sich Gehirn- und Sprachentwicklung wechselseitig rückkoppeln, also nicht im Sinne eines chronologisch Ersten und Zweiten getrennt werden können. Offensichtlich beansprucht schon die Sprechkoordination erhebliche Ressourcen des Motorcortex. Im Fall des primären motorischen Cortex des Menschen gelten ein Drittel seiner gesamten Aktivitäten der Koordination und Kontrolle von Mund, Zunge, Gesicht und Rachen; bei Primaten sind es ungefähr zehn Prozent.⁹ Viel spricht dafür, dass die Bildung von Syntagmen, von Lautsequenzen und Zeichenketten, die sich zeitlich und räumlich ausdehnen,¹⁰ kognitive Ressourcen mobilisierte, in deren Verausgabung die Sprache als »parasitäres« System solche Hirnfunktionen usurpierten musste,¹¹ die zuvor allein der basalen motorischen Koordination galten.¹² Spätestens seit klar scheint, dass auch Schimpansen über das verfügen, was in der linken menschlichen Großhirnrinde als die Sprachzentren des Broca- und des Wernicke-Areals identifizierbar sind,¹³ müssen Sprachverständnis und Sprachproduktion des Menschen als neurophysiologisch noch weit stärker vernetzt begriffen werden als bisher bereits angenommen.

⁶ A. Ellgård, Om det mänliga språkets ursprung, in: *KVHAAs årsbok* 1979, 131–148; zit. nach P. Gärdenfors, *How Homo Became Sapiens*, Oxford 2004, 169.

⁷ Vgl. Gärdenfors, *How Homo Became Sapiens*, 169.

⁸ Deacon, *The Symbolic Species*, 401.

⁹ Gärdenfors, *How Homo Became Sapiens*, 168.

¹⁰ Vgl. R. Barthes, *Elemente der Semiolologie*, Frankfurt/M. 1981, 41.

¹¹ Vgl. E. Bates, *Language in Context*, New York 1976.

¹² Vgl. M. C. Corballis, *From Hand to Mouth: The Origins of Language*, Princeton 2002; vgl. ders., The Gestural Origins of Language, in: *The American Scientist* 87 (1999), 139–145; 144–145.

¹³ C. Cantalupo und W. D. Hopkins, Asymmetric Broca's Area in Great Apes, in: *Nature* 414 (2001), 505; P. Gannon, R. L. Holloway, D. C. Broadfield, A. R. Braun, Asymmetry of Chimpanzee Planum Temporale: Humanlike Pattern of Wernicke's Brain Language Area Homolog, in: *Science* 279 (1998), 220–222.